

MAURUS JÓKAI
EIN FRAUENHAAR
Historischer Roman

Deutsch von Ludwig Wechsler
Zuerst auf Deutsch erschienen:
1883

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783865118929

© 2017

ERSTES KAPITEL

Wir wissen sehr gut, daß jenes wunderbare Gewächs, dessen Name Frauenhaar ist, seit den ältesten Zeiten und seitdem die Dichter den Geschichtsschreibern ins Handwerk pfuschen, Verherrlicher fand. Berenicens Haar ward zu den Sternen erhoben; das Haar der Karthagischen Frauen spielte im letzten »bellum punicum« als Bogensehnen eine große Rolle. Es gehört übrigens nicht einmal viel Phantasie dazu, sich für ein so üppiges, glänzendes Haargezelt zu begeistern: diese von einer Marmorstirne niederwallende, zerzauste Strahlenflut, dies Versteck der Elektrizität ist fähig, selbst den kaltblütigsten Philosophen zu einem Phantasten zu galvanisieren; diese mit hunderttausend Saiten bespannte Harfe, aus Gold, wenn es blond, aus Stahl, wenn es schwarz ist, kann Jeden zum Dichter salben, es ist leicht auf derselben zu spielen; unsere Geschichte spricht jedoch bloß von *einem einzigen* Haar, von »einem« Frauenhaar. Und dies war gerade jenes Haar, an welchem es hing, daß sich Europas Karte nicht gänzlich umgestaltete, – daß ein ungarischer Graf in Ungarn keine neue Dynastie gründete, – daß die türkischen Sultane ihre Residenz Stambul nicht mit Wien vertauschten, – daß in Polen keine Könige aus französischem Blute regieren, – daß in Moskau nicht die Polen die Herrschaft führen; – all dies hing an *einem* Haare, – und daran, daß dasselbe »nicht« riß.

Das Frauenhaar spielt eine große Rolle in der Weltgeschichte. Die klügsten Menschen sind im Stande, allerlei Aberglauben an ein Frauenhaar zu knüpfen. Wenn König Gordios den um eine Wagen-deichsel geschlungenen unlösbaren Knoten statt aus Hanffäden, aus einem Frauenhaar geknüpft hätte, hätte selbst Alexander der Große denselben weder aufzulösen, noch entzweizuhaben vermocht.

Den Zusammenhang unserer Geschichte bildet also ein veritables, kein allegorisches, sondern ein goldrotes Frauenhaar.

ZWEITES KAPITEL

In der Nacht des St. Mechtildistages des Jahres 1587 hatte sich mit dem, vor das Kloster der Benediktinerinnen am Montmartre aufgestellten Hellebardier ein großes Wunder begeben. – Des Abends hatte man ihn als schönen braungelockten Gesellen hingestellt und als man ihn am nächsten Morgen abzulösen kam, fand man an seiner Stelle einen alten, greisen Mann. – Während einer Nacht war er ergraut.

Das Kloster der Benediktinerinnen am Montmartre bildete eine seit langer Zeit in Verruf stehende Spukstätte. Das Kloster war verschuldet gleich einem Edelmann, und seine Einkünfte deckten die Ausgaben nicht. Die betagteren Nonnen arbeiteten für Taglohn und die jungen schauten nach Abenteuern aus. Die Steinumfriedung des Klosters wies bereits viele Lücken auf, von denen manche gar nicht von selbst entstanden waren, und die Bäume des Gartens waren derart verwildert, daß sie eher eine zu geheimnissvollen Versteckspielen geeignete Wildniss bildeten. Gottesfürchtige Menschen wagten sich selbst bei Tage nicht leicht in dessen Nähe, und wenn die Mahlgesellen der Windmühlen am Montmartre auf dem zwischen den Steinbrüchen dahinführenden Wege allabendlich weißgekleidete und schwarzverschleierte Frauengestalten sich dem Kloster nähern sahen und ein wenig im Hintergrunde einen spornklirrenden Held bemerkten, der den Zipfel seines Mantels vor den Mund geschlagen und das Federbarett tief in die Stirn gezogen hatte, flüsterten sie einander zu: »Na, dem geht morgen die Sonne auch nimmer auf!« Der Volksglaube war bereit, selbst geheime Morde hinter diesen Mauern zu vermuthen.

Als das Kloster bereits hart am Rande des Verderbens stand, als Geld und guter Ruf gleichermaßen beim Teufel waren, bewahrte es ein glücklicher Zufall vor dem Zerfall. Im Kloster ward ein bisher unentdeckt gebliebenes großes Loch aufgefunden. Dieser finstere Raum ward die Quelle neuen Reichtums für das Kloster. Schimmelbehafete Dokumente bewiesen, daß dies dieselbe finstere Höhle war, wo der heilige Dionysius den ersten gallischen Christen geheime Messen gehalten hatte, weshalb ihn dann die heidnischen Druiden (nach Anderen die römischen Proprietoren) auf das Blutgerüst schlepten

und ihn enthaupteten. Der Legende gemäß begab sich nun der enthauptete Mann, mit dem abgeschnittenen Kopfe unter dem Arme, in dieselbe finstere Höhle zurück, wo er bisher die Matutinen gehalten, und begrub sich dort. In der Tiefe des entdeckten großen Loches fand man tatsächlich ein menschliches Gerippe, dessen Schädel eine völlig ungewohnte Stelle einnahm, und so war denn die Tradition vollkommen beglaubigt.

Nach dieser Entdeckung kam das Benediktinerkloster am Montmartre wieder in die Mode. Die Umgebung füllte sich mit neuerbauten Sommerpalästen, die verlassene, wilde Gegend, das vorstädtische, armselige Labyrinth gaben solchen Lusthäusern Raum, wie z. B. dem *séjour du roi*, dem Palais des Grafen von Flandern, diesem gegenüber das Leval-Schloß, welches die höchstgestellten Herren und Damen nur zu unbestimmten Zeiten besuchten; der berühmte Palast Ro-yaumont, wo die Zierden und Blüten der Nation ihre, regelmäßig in blutige Duelle ausartenden – Saturnalien feierten.

Die Königinnen aus dem Hause Medicis überhäufte nunmehr dieses Kloster mit frommen Stiftungen.

Hierdurch verschlimmerte sich sein Ruf aber nur noch mehr. Die in den Nachbar-»séjours« heimischen Liebesintrigen und die nächtlichen Orgien des Chevaliersvereins von Bouteville waren von durchaus keinem günstigen Einflusse auf die moralische Reputation des Klosters.

Um aber auch in den Augen der Bürgerschaft die so nötige Volkstümlichkeit zurückzugewinnen, erbat sich da die Aebtissin die Gnade, daß der Leichnam eines jeden zur Enthauptung verurteilten Ritters nach der Vollstreckung bis zur Stunde des Begräbnisses in ihrem Kloster zur Schau ausgestellt werde.

Diese Gnade, welche umsoweniger zu verweigern war, da selbst der heilige Dionysius nach seinem tödtlichen Martyrium dahin zurückgekehrt war, führte dem Montmartrekloster zahlreiche Besuche zu. Es begann sich darin auch wieder ein wenig Ordnung einzustellen. Die Aebtissin ließ die in der Umzäunung entstandenen Lücken ausfüllen und – lieber einige Nebenthüren anbringen. Auf diese Weise kam das Kloster wieder »in die Mode«.

Zu jener Zeit war es eben »mode parisienne«, den Kopf zu verlieren. Ein Privilegium der Edelleute, welches ausgenutzt werden mußte. Hierher brachte Ritter Montmorency Bouteville seinen Kopf unter dem Arme: er ward wegen Zweikampf zum Tode verurteilt; ihm folgten Ritter Balagey, Monglas, Villamore und noch viele Andere: lauter berühmte Duellhelden. Es war »Mode«, den Freund zum Scherze niederzustechen und hernach zum Scherze den eigenen Kopf zu verlieren.

In der erwähnten Nacht nahmen gerade zwei namhafte Edelleute den hierzu bestimmten Platz in dem berühmigten Donjon ein: die Ritter de la Mole und Coconas.

Abwechslung halber waren die beiden Ritter nicht in Folge von Zweikämpfen hierhergelangt. Sie waren angeklagt worden, eine Verschwörung gegen den König angezettelt zu haben, demnach sie den Herzog Alençon, den Bruder des Königs ermuthigt hatten, sich an die Spitze der kalvinistischen Partei zu stellen und dem Protestantismus Religionsfreiheit zu erkämpfen.

Und damals war es auch »mode parisienne«, Verschwörungen anzuzetteln. »Machten« die *Untertanen* keine Verschwörungen, so »machte« sie der *König*. Auf den Schleichwegen der Intrigue gelangte er noch als Schulbube auf den polnischen Tron; als mit dem Tode seines Bruders der Tron von Frankreich leer wurde, sagte er den armen Polen nicht einmal »Adieu!«, entfloh und ergriff durch Intriguen aller Art Besitz von dem französischen Tron, von wo aus er mit einer wahren Wonne seine Untertanen gegen einander aufhetzte, und wenn er gewahrte, daß eine Partei zur Macht gelangte, stellte er sich an deren Spitze, verließ seine bisherigen Getreuen und verfolgte und betrog Beide. Er nahm auch an den Scheußlichkeiten der Bartholomäusnacht Theil, indem er von dem Erker seines königlichen Schlosses eigenhändig zwischen seine flüchtenden und wehklagenden Untertanen feuerte.

Jetzt war die Reihe des Verfolgens an die Getreuen des Herzogs Alençon gekommen.

Die Grafen Mole und Coconas wurden der Parteiergreifung gegen den König und des Bündnisses mit den Hugenotten angeklagt.

Bei Mole wurde ein untrügliches Beweisstück vorgefunden.

Als man Hausdurchsuchung vornahm, fand man in einem verschlossenen Schranke eine aus Wachs verfertigte menschliche Gestalt. In die Herzgegend dieser Wachspuppe waren zahlreiche kleine Stecknadeln gestochen.

Dieses Anzeichen bewies klar und deutlich die Verschwörung gegen das Leben des Königs. Die Astrologen und Horoscopsteller enthüllten auf Grund der gelehrtesten Bücher und der Doktrinen von Albertus Magnus, Hermes Trismegistos und Paracelsus, daß das Zerstechen solcher Wachspuppen mit Stecknadeln keinen anderen Zweck habe, als das Verderben des Königs auf dem Wege des Zaubers, was Heinrich selbst mit der Aussage bestätigte, daß er in letzter Zeit zu wiederholten Malen scharfe Stiche in der Herzgegend verspürt habe.

Dieser Anklage gegenüber brachte Ritter de la Mole zu seiner Verteidigung vor, daß er mit dieser Wachspuppe nicht das Verderben des Königs, sondern die Eroberung einer schönen Dame bezwecken wollte. Er konnte das Herz seiner Auserkorenen nicht früher erreichen, als bis ihm der berühmte Magier Ruggieri Casimo den Rat erteilte, in die Herzgegend der von ihm mit magischen Attributen versehenen Wachspuppe Stecknadeln zu stechen, was dann auch zu vollständigstem Erfolge führte. Dies bestätigte unter Siegel Ruggieri Casimo selbst. Das französische Gericht betrachtete jedoch das Zeugnis des italienischen Magiers nicht als genügend, und da Ritter de la Mole nicht gestehen wollte, wer die Dame sei, deren Herz er durch solchen Zauber gewonnen hatte, wurde er zum Tode verurteilt.

(Ach ja, zum Tode, weil man wußte, wer die Dame sei!)

Ritter Coconas, der Sprössling einer piemontesischen Adelsfamilie, wurde des Einverständnisses mit den Hugenotten angeklagt.

Als Beweis gegen ihn wurde vorgebracht, daß er sich während der Bartholomäusmetzelei vor das Tor seines Palastes gestellt und sowie man einen gefesselten Hugenotten an ihm vorüber zum Tode führte, dazwischen trat, über die zum Tode bestimmten Opfer verhandelte, den Henkern Geld versprach, wenn sie ihm ihre Beute überlassen, und dadurch dreißig Hugenotten vor der nächtlichen Metzelei rettete.

Dieser Anklage gegenüber brachte Ritter Coconas zu seiner Vertheidigung vor, ob man denn wisse, was hernach mit den geretteten Hugenotten geschehen sei, die er sich erkauft hatte? Er ließ dieselben in seinen großen Fechtsaal hinauftransportiren und stach sie dort, wie sie mit gefesselten Händen dastanden, einzeln nieder und dies aus dem Grunde, weil eine schöne Dame, seines Herzens Auserwählte, den Wunsch geäußert hatte, an der Bartholomäus-»Unterhaltung« Teil zu nehmen, jedoch – ohne irgend wie selbst in Gefahr zu schweben. Der Ritter hatte ihr den seltenen Genuss verschafft. Neunundzwanzig der dreißig Hugenotten stach er zur vollsten Zufriedenheit der schönen Dame selbst nieder, die sich höchlich an den Todesqualen der zu ihren Füßen zuckenden Männer ergötzte, die sie vorerst durch das Versprechen, sie am Leben zu lassen, zum Verleugnen ihres Glaubens bewegen wollte. Es fanden sich einige, die abrenuncirten. Auch solche trafen sich, die in Todesängsten Gott verleugneten und den Teufel bekannten. Die schöne Dame ließ diese hernach dennoch niederstrecken und lachte unbändig über die Betrogenen. Den dreißigsten ließ Ritter Coconas aus dem Grunde am Leben, damit er lebender Zeuge der mitangesehenen »Unterhaltung« bleibe, worüber dieser auch ein beglaubigtes Zeugniß ausstellte. – Da jedoch dem römischen Rechte gemäss »ein Zeuge kein Zeuge ist« und der Ritter den zweiten Zeugen, die schöne Dame, nicht nennen wollte, wurde er »des Bündnisses halber, welches er mit den Hugenotten angeknüpft,« zum Tode verurtheilt.

(Ach ja, zum Tode, weil man wusste, wer jene Dame war!)

DRITTES KAPITEL

Als nun die Ritter de la Mole und Coconas mit den Köpfen unter den Armen in das Kloster am Montmartre gekommen waren, wurden sie dort mit dem ihrem Range gebührenden Gepränge aufgebahrt, damit sie in dieser Beziehung keinerlei Klage erheben könnten. Die Katafalke waren mit ihren Wappen geschmückt und in dem erwähnten Donjon derart aufgestellt, daß die angesammelte gaffende Menschenmenge durch drei geöffnete Fenster die traurige Pracht betrachten konnte.

In den Eckturm, wo die Bahre der Enthaupteten stand, konnte man nur durch einen inneren Corridor des Klosters gelangen, während ausserhalb des Turmes ein Hellebardier als Wachtposten aufgestellt war.

In der erwähnten Nacht nun, von welcher aufgezeichnet wurde, daß um zwölf Uhr eines der ärgsten Gewitter über Paris wüthete, begab es sich, daß der vor dem Donjon des Klosters stehende Hellebardier, als er, auf seinen Spieß gestützt, zählte, wie oft bereits der Blitz eingeschlagen, plötzlich bemerkte, daß auf der vor dem séjour royal sich ausdehnenden Ebene ein unstäter Lichtschein dahingleite.

Es war schwer zu unterscheiden. Das grelle Licht der Blitze raubte von Zeit zu Zeit das Sehvermögen der in die Finsterniss starrenden Augen, so daß dieselben in der unmittelbar darauffolgenden pechschwarzen Dunkelheit bloß nach geraumer Zeit den sich nähernden Schein wiedergewahren konnten, der nichts weiter sein konnte als die Seele eines Missetäters.

Der zitternde Lichtschein glitt immer näher längs der Seite des Montmartre. Der Regen hatte bereits aufgehört, doch blitzte es unaufhörlich. Auf der Spitze des Berges hatte der Flügel einer Windmühle die Kette gesprengt und schlug nun, gleich einem wahnsinnigen Ungeheuer, gen Himmel, den fliehenden Wolken nach.

Der Wachtposten sah den rätselhaften Schein sich immer mehr dem Kloster nähern, und während einer etwas längeren Pause der Blitze gewahrte er, daß drei Gestalten auf das Kloster zukamen. Voran schritt eine schwarze, welche die Leuchte hielt, die weder Sturm noch Regen zu verlöschen vermögen, und dicht hinter der ersten folgten zwei Frauengestalten in weißen Kleidern und schwarzen Kapuzen.

Dies können nur verdammte Seelen sein.

Um Mitternacht, während Sturmes und Gewitters verläßt kein Anderer sein Heim, als der verdammt ist, zu spuken. In wessen Adern warmes Blut rollt, der kann jetzt nicht hier sein.

Als die drei Gestalten die Mauern des Klosters erreichten, verschwand plötzlich das Licht in der Hand der schwarzen Gestalt. In der Pechfinsterniss konnten die Gespenster nicht mehr gesehen werden,

und als ein neuerlicher Blitz aufzuckte, sah der Hellebardier keine der drei Gestalten mehr.

Nach kurzer Zeit begann er hinter sich in dem runden Donjon ein Gespräch zu hören. Ein Gespräch, welches lebenden Menschen das Fieber in die Glieder treibt und die Hand am Degengriffe lähmt. Zwei weibliche Stimmen sprachen miteinander: eine tiefe und eine hellklingende.

»Welcher ist der Deinige, welcher der meinige?« fragte die eine.

»Der meinige hat einen Ring am Finger.«

»War er aus Gold, so raubte ihn der Henker.«

»Es war ein Federkiel, mit einem Haar von mir umwickelt.«

»Ein Ring aus Pferdehaaren – aus Deinen Haaren, hahaha!«

So lachen zwei Dämonen, wenn sie um Mitternacht hervorkommen, um am Richtplatz sich in die Todten zu teilen.

Hier ist zu bemerken, daß es damals »mode parisienne« war, daß die Damen Ringe aus Pferdehaaren flochten. Diese Mode hatte sich aus Koblenz hierher verpflanzt. Die pariser Damen hatten nun die Mode dahin verbessert, daß sie statt Pferdehaaren Menschenhaare verwendeten. Wenn das Haar der Dame blond und das des Anbeters schwarz war, konnten aus den verschiedenen Schattirungen sehr hübsche Buchstaben auf den Ring geflochten werden.

»Hier ist der Ring!« sagte die Altstimme.

»Dann ist dies der meinige, hier der Deinige.«

Beide Gespenster begannen nun bitterlich zu weinen und entsetzlich zu fluchen, so daß es eine Verdammnis war, es nur anzuhören.

Sie riefen die Leichen bei deren Namen und begannen deren Körper von der Schulter bis zu den Fußspitzen mit Küssen zu bedecken. Nach jedem Kuß nannten sie die Stelle, die sie mit ihren Lippen berührt hatten. »Dies ist Deine Brust, dies Deine Hand, dies Dein Knie, dies Deine Zehel!«

Das Gesicht konnten sie nicht küssen, denn sie fanden die Köpfe nicht.

»Wo sind die Köpfe? Ich finde den meinigen nicht.«

»Ich auch nicht den meinigen.«

»Zu den Füßen liegen sie nicht.«

»Auch unter dem Arme nicht, wie sonst.«

»Suchen wir sie!«

Damit begannen sie in der Finsterniss nach den Köpfen der beiden Enthaupteten zu tappen.

Die helle Stimme kreischte auf:

»Wehe! ich fand einen Todtenschädel!«

Die tiefe Stimme flüsterte:

»Hah! ich stieß das Crucifix zur Erde!«

Sie waren über den Betschemel gestrauchelt, auf welchem Todtenschädel und Crucifix lagen. Weiter tappten sie in der Dunkelheit.

Plötzlich kreischten Beide freudig auf:

»Hier sind sie!«

Diese Freude glich jedoch eher der Verzweiflung.

Die beiden abgeschnittenen Köpfe waren auf ein besonderes Tischchen, in einer Nische des Donjon placirt worden. Dort fanden sie sie.

»– welcher ist jedoch der des meinigen?« fragte die eine Stimme.

»Ich werde den meinigen an dem kühngewirbelten Schnurr- und spitzen Kinnbart erkennen.«

»Der meinige hat dasselbe Kennzeichen. Verwechsle die Beiden nur nicht.«

»Wie könnte ich das? Wie oft erkannten meine Fingerspitzen diesen Kopf, wenn ihn meine Augen nicht sahen! Ich kenne die Wölbung seiner Stirne, kenne jede Erhöhung seines Gehirns, kenne die Seidenweichheit seiner Locken: dieser ist der meinige.«

»So ist der andere der meinige.«

Und neuerdings erschallten die wilden Küsse und die an Verzweiflung, an Raserei grenzenden Schmeicheleien: »Dies ist Deine geliebte Stirne, dies Dein edles Angesicht, dies sind Deine neckischen Augenbrauen, dies Deine süßen Lippen.«

»Weshalb können wir sie nicht sehen?« flüsterte die eine Stimme.

»Wir konnten keine Fackeln mitbringen, da es ja Jedermann gesehen hätte.«

»Wie wenn wir nicht die richtigen fanden?«

»Das kann auch sein!«

»Wenn nur der Blitz dareinfahren würde, damit wir Licht hätten!«

Böse Geister müssen den Blitz nur herbeiwünschen und er fährt sofort hernieder. Ein entsetzlicher Feuerstrahl, eine ganze Flammengarbe zuckte plötzlich aus den entzweigerissenen Wolken nieder und bei dem fahlen, blau, grün und roth schillernden Lichte sah der Hellebardier das eine Gespenst, eine Frauengestalt, an einem Fenster, mit auf das Gesimse emporgezogenem Knie stehen und einen abgeschnittenen Kopf, beim Schopf und am Barte gefaßt, gegen den flammenden Himmel kehren. Sodann kreischte es auf:

»Huh! das ist ja der des Deinigen!«

»Und Du küsstest den meinigen, Schamlose!«

»Und Du den meinigen, Hexe!«

»Du selbst! nimm den Deinigen!«

Damit warfen sie einander die verwechselten Köpfe zu und begannen sich zu balgen. Klatschend fuhren die Hände gegeneinander.

Der Blitz war in die Windmühle gefahren, deren Flügel sich losgerissen hatten, und hatte dieselben in Brand gesteckt, die nun gleich einem geflügelten Ungeheuer mit dem feurigen Kreuze in der Luft umherrasten und einen blutigen Schein den Menschenzügen ähnlichen Wolken verliehen. Bei der gespenstischen Leuchte sah nun der Hellebardier, wie sich im Innern des Donjon zwei schwarze Schatten

wüthend miteinander balgten: er vernahm ein nichts menschliches an sich habendes Kreischen und rasende, gegen Gott und dessen Heiligen gerichtete Flüche.

Da nahm er all' seine Seelenkräfte zusammen und schrie mit aller Macht seiner Lunge durch das Fenster hinein:

»Verschwindet, wenn Ihr Gottes seid!«

Das erderschütternde Rollen des jenem Blitzschlage erst jetzt folgenden Donners übertönte jeden anderen Ton; die beiden Spukgestalten verschwanden aus dem Donjon und dem Kloster, und tiefe Stille trat ein. Längs des Montmartre war nichts weiter vernehmbar als das Rauschen der durch den strömenden Regen hochangeschwellenen Kloake (jener berühmten Kloake, die späterhin Marat's Gebeine hinwegführte, als dieselben aus dem Pantheon entfernt wurden), und nur die feurigen Flügel der Windmühle drehten sich auf der Hügelspitze, gleich einem brennenden Kreuze, welches im Himmel keine Ruhe findet. Wenn die Gespenster sich nach Hause finden wollten, bedurften sie keiner Fackeln, da ringsum beinahe Tageshelle herrschte.

Als man den Wachtposten abzulösen kam, war derselbe vor Entsetzen vollständig ergraut.

Und daß es Wirklichkeit und keine Täuschung gewesen, was er gesehen, bewies der Umstand, daß die Köpfe der beiden Ritter in jener Nacht in der That aus dem Donjon verschwanden.

VIERTES KAPITEL

Diejenigen aber, die die abgeschnittenen Köpfe der beiden Edelleute geraubt hatten, waren keine Höllengespenster, sondern sehr schöne und sehr vornehme Damen gewesen.

Die Dame, die sich den Kopf des Ritters de la Mole angeeignet hatte, war die Königin von Navarra, und die, die das Haupt des Ritters Coconas geraubt, war die Schwägerin des Königs: die Herzogin Henriette de Cleves und Revers.

Der mit einem Haare umwundene Ring gehörte auch der letzteren. Es war in der That von Vortheil gewesen, daß Niemand diesen Ring entdeckte, denn wenn man jenes Haar losgelöst hätte, wären viele Geheimnisse verrathen worden. So langes, goldrothes Haar, welches stark und dick war gleich der Pferdemähne, war bei Niemandem sonst, als bei der Herzogin von Revers zu finden.

Der wiedergewonnene Ring ward sodann den Familienreliquien eingereiht und einer späteren großen Rolle vorbehalten.

*

Diese kleine Spukgeschichte ward nur als ein Beweis dessen erzählt, was für Blut in jenem Frauenherzen rollen mochte, welches sich entschließen konnte, in finsterner Nacht, bei grimmigem Gewitter, in Gesellschaft eines gleichermaßen sinnlos verliebten Frauenzimmers sich aufzumachen, um den Kopf des enthaupteten Geliebten von der Bahre des Todtengemaches zu holen! Dieses Blut vererbte sich auch auf die Töchter.

Das geraubte Haupt hat jedoch noch eine Nachgeschichte.

Nachdem die Herzogin von Revers den Kopf des Ritters Coconas nach den Weisungen des gelehrten Ruggieri *eigenhändig* einbalsamirt hatte, verwahrte sie denselben in einem prächtig gearbeiteten Kästchen aus Gold, welches in ihrem Schlafzimmer auf einer kostbaren Jaspssäule ruhte. So oft sich der Herzog von Revers zu einer zärtlichen Unterhaltung in das Boudoir seiner Gattin begab, ahnte er niemals, daß sie nicht zu Zweien, sondern zu Dreien sind.

Und noch ein zweites Bedenken blieb zurück. Nach den Zügen des abgeschnittenen Kopfes ließ Henriette jene berühmte Sardonyx-Camée anfertigen, welche jetzt Eigenthum der russischen Schatzkammer ist. Die Kunstverständigen kennen sie unter dem Namen: »Camea Gonzaga« zu Ehren des Herzogs von Revers, der auch Ludwig Gonzaga hieß. Den auf der Camée sichtbaren Kopf hält man für den des Kaisers Vespasianus, während derselbe das Profil des Ritters Coconas verewigt.

Diese Geschichte ist in einer Handschrift aufgezeichnet, die in der Bibliothek der Herzogin von Montpensier bewahrt wird und den Titel führt: »La manière d'arpenter brièvement les prairies, par Madame Nevers« (Art und Weise, ein Feld rasch abzumessen. Von Frau von Nevers.) Der Titel bildet eine scherzhafte Anspielung auf jenen Lauf, welchen die Herzogin von Nevers in jener Nacht, mit dem Kopf des Geliebten in den Händen, über Stock und Stein vollbrachte.

Ach, Frauen verstehen es sehr gut, einander zu verleumden!

FÜNFTES KAPITEL

Aber auch die Männer verstehen es!

Zur Zeit, da Ludwig XIV. Frankreich beherrschte, galt Luise Maria Gonzaga, die Tochter der heißblütigen Herzogin v. Nevers, als die größte Schönheit Frankreichs. Besonders pries man ihre großen dunkelblauen Augen, in denen Jeder finden konnte, was er suchte: die Unendlichkeit der Schwärmerei, den hellen, sonnigen Glanz der Aufrichtigkeit oder das hinreißende Sternleuchten der Leidenschaft, wie es sich gerade fand. Dieselben Augen sind nicht für jeden Menschen dieselben, Ludwig XIV. liebte es selber, in diese schönen Augen zu blicken. Eines Tages ließ er seine Nichte neben sich auf einem Tabouret Platz nehmen und befahl ihr, sie möge ihn ansehen. Just an diesem Tage hatte man in Paris den tapferen Chevalier Cinq-Mars geköpft, und der König fand, daß die schönen Augen seiner Nichte von einem Netz roter Aederchen überzogen waren.

»Du hast geweint?«

Herzogin Maria Luise verbarg bei diesen Worten den blauen Himmel ihrer Augen unter den dunklen Wimpern, und zwei glänzende Tränentropfen antworteten auf die Frage des Königs. Die schöne Dame hatte nicht nur geweint, sondern weinte noch.

»Du beweinst den Ritter Cinq-Mars?«

»Ja.«

»Weshalb beweinst Du ihn?«

»Weil er mein Gatte war ...«

Der König wusste das schon lange. Sie waren heimlich getraut, aber Maria Luise wollte es so lange nicht ans Tageslicht kommen lassen, bis Cinq-Mars zum Connetable ernannt wurde. Und unterdessen verlor der Ritter den Kopf.

»Schade um ihn. Es war ein wackerer Kämpfe,« sprach der König.
»Aber jetzt weine nicht mehr. Ich gebe Dir statt seiner einen anderen Gatten, der größer ist, als Cinq-Mars und mit ihm eine Königskrone. Du bist die Braut Uladislaus' des Vierten.«

»Das ist ja ein alter Mann.«

»Aber ein König.«

»Ja, aber blos von Polen.«

»Sprich nicht so gering von den Polen, das ist eine mächtige Nation und ein Reich, welches keine Grenzen hat. Wenn der König gut ge-launt ist, nimmt er den Russen die Ukraine, den Deutschen Brandenburg, den Ungarn die Zips; seine Edelleute sind stolzer als alle Könige der Welt. Wenn es Frankreich gelingt, dieses tapfere Volk an sich zu fesseln, lähmen wir unserem mächtigen Feind, Oestreich, den rechten Arm. Bedenke, was für Triumphe Deine Heirat mit Uladislaus den Waffen Frankreichs verleihen würde!«

Mit bitterem Spotte antwortete die Herzogin:

»Meine Aufgabe wäre es also, Soldaten für Frankreich zu gebären?«

– Zu jener Zeit waren derlei starke Worte nichts Ungewöhnliches in dem Munde der Damen. –

»Und wenn möglich, selbst Zwillinge,« sagte der König – und lachte, – wozu er doppelten Grund hatte, erstens weil die Herzogin bei diesen Worten tief errötete, und zweitens, weil das bon mot auch historisch zutreffend war. Es hing von der Haltung Polens ab, ob die Ungarn auch über Oestreich siegen sollten, denn diese waren ebenfalls Verbündete des Königs von Frankreich.

Der König hatte demnach Grund zu lachen und die Herzogin zu erröten.

»Ich muss mich also in der Heimat der Auerochsen verbergen,« seufzte die Herzogin, »je weiter weg von hier, desto besser.«

Sie hatte guten Grund dazu, sich in die Welt hinauszusehen, gleichviel wohin, und in Frankreich nicht zu bleiben.

»Willst Du das Bildniss Deines Bräutigams sehen?« fragte der König.

»Es sei.«

Der König führte Maria Luise zu einem auf drei Füßen stehenden Gestell, worauf, von einem grünen Seidenvorhang verdeckt, ein Portrait in breitem Goldrahmen stand. Der König zog den Vorhang bei Seite. Das Brustbild des Polenkönigs ward sichtbar.

Die schönen blauen Augen vergaßen plötzlich das Weinen und begannen zu lachen.

»Ist dies seine Maske?« fragte die Herzogin.

Und ihre Frage war nicht ohne Grund. Uladislaus war dort in einem Kostüme abgebildet, mit aufgestülpter ungarischer Mütze, und um die Schultern geworfenem Pelze, wie man sie in Paris und zur Belustigung des Publikums in den großen Aufzügen der Maskenbälle zu benützen pflegte.

»Das ist ein getreues Abbild Deines Bräutigams.«

»Also diese Marder-, Bären- und Fuchsfelle werden auch zu meinem Bräutigam gehören?«

»Die legt er ja ab, wenn er – zu Nacht speist.«

»Aber welch' ein Gesicht? Ist denn das ein Wilder von den Otahiti-Inseln?«

»Weshalb sollte er ein Wilder sein?«

»Nun, und wie sind ihm denn jene zwei Korkzieher unter die Nase geschraubt?«

»Das sind ja keine Korkzieher, das ist ein Schnurrbart.«

Die schöne Herzogin hatte bis jetzt immer solche Männer vor sich gesehen, deren Lippen schön glatt abrasirt waren. Der Schnurr- und Ziegenbart à la Henry IV. war bereits längst außer Mode gekommen. Es wollte ihr auf keine Weise einleuchten, daß jenes geschnörkelte Etwas oberhalb der Männerlippe kein wurmartiger Auswuchs, wie der Sporn des Hahnes, und nicht irgend eine Membrane, wie der Nasenschmuck des Truthahnes, sondern ein von Gott verliehenes Haar sei, welches man mit Hilfe einer Wachspomade mit großer Kunst zu der Form eines Hobelspanes aufwirble, was man, wo es eben Mode ist, sehr schön findet.

Die schöne Herzogin wandte dem Bilde ihren Rücken zu, blickte über ihre Schulter auf dasselbe zurück und ein spöttisches Lachen brach von ihren Lippen.

»Liebe Nichte,« sprach nun der König. »Wessen Bild ich Dir auch heute in diesem Rahmen mit den Worten zeigen würde: Dies ist Dein zukünftiger Gatte! Du würdest bei Jedem dasselbe spöttische Lachen hören lassen, und je schöner, geputzter, je stolzer und edler der Mann wäre, auf den ich Deine Aufmerksamkeit lenkte, Du würdest ihn nur mit desto größerem Hasse anblicken. Vor Dir schwebt noch Cinq-Mars' Angesicht und da siehst Du Jeden mit Abscheu an. Diese sind für Dich, wenn auch lebend, doch nur gemalte Bilder. Aber Jener, den ich Dir gezeigt – ist ein lebender Mensch, in dem echtes Blut und eine echte Seele wohnt. Er ist nicht schön, er ist sogar hässlich, auch mir gefällt er nicht, sein Abbild ist abstoßend. Aber wenn ich Dir nur einen einzigen Zug von ihm erzähle, werde ich ein größerer Künstler sein, als Correggio war, denn mit einem einzigen Zuge werde ich dieses Bild hinreißend machen.«

»Ich werde Zeugin dieses Wunders sein, Sire.«

Die schöne Herzogin wandte sich hierauf ganz gegen das Bild, und die weißen Hände unter den Vorhang steckend, hielt sie dasselbe selbst verdeckt und hielt die Augen so lange darauf geheftet bis der König seine Erzählung beendete.

»Dieser Mann war nicht auf dem Throne geboren. Die Polen wählen ihren König, dort giebt es keine Königssöhne. Als er noch einfacher Edelmann war, nahm auch er Teil an jener Schlacht, in welcher der

deutsche Kaiser Heinrich vom Polenkönig so aufs Haupt geschlagen wurde, daß der Kaiser selbst den Frieden erbat. Der Polenkönig sandte diesen Menschen als seinen Bevollmächtigten an den Kaiser ab. Der Abgesandte schrieb dem Kaiser grausame Bedingungen vor. Der Kaiser sagte, daß dieselben unannehmbar seien. »Und Du mußt sie dennoch annehmen,« sagte der polnische Edelmann, »denn Du hast keine Kraft, Dich dem Sieger neuerdings gegenüberzustellen.«

»Wohl hab' ich sie,« sagte Heinrich und führte den polnischen Abgesandten zu einer ungeheuren, eisernen Truhe, deren Deckel er öffnete und ihm das darin aufgehäufte geprägte Gold und Geschmeide zeigte, worauf die zahllosen Edelsteine glitzerten und blitzten. »Dies ist heute mein, morgen Dein Eigentum!«

Da ergriff der polnische Edelmann die schwere Goldkette seines eigenen Pelzes, riss dieselbe ab und warf sie zu den übrigen Schätzen: »Hier, damit Du noch mehr besitzt!«

Heinrich sagte »Danke!«, schloss die Truhe und unterschrieb die grausamen Bedingungen. »Dieser Edelmann ist es, dessen Bild vor Dir steht.«

Die in ungewöhnlichem Feuer leuchtenden Augen der Herzogin richteten sich auf des Königs Angesicht.

»Sire, Sie haben Recht, Sie sind Coreggio. – Ich könnte die – Gattin dieses *Mannes* sein.«

Ludwig XIV. küsste die letzten Tränen von den schönen Augen seiner Nichte.

Diese Angelegenheit war entschieden.

»Le mari est mort; vive le roi!« Auch gut.

»Aber jetzt habe ich Bedingungen, von denen ich meine Einwilligung abhängig mache,« sagte die Herzogin.

»Wir hören.«

»Zuerst müssen in dem – Taufschein, den man zu dem Trauungsakt benötigt, dreiundzwanzig und nicht siebenundzwanzig Jahre als mein Alter angegeben sein.«